

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes.

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 33

Berlin, den 16. August 1930

11. Jahrgang

Erscheint wöchentl. Sonnabend • Bezugspr.: viertelj. 1.50 RM., Einzelnummer 15 Pf.
(nur gegen Voreinsendung des Betrages) • Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase • Schriftleitung und Versandstelle:
Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148-155 • Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

Zur Beachtung!

Die gesamte Hauptverwaltung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes befindet sich nun in Berlin. Es sind daher alle Briefe und Sendungen für den Vorstand, die Kasse, Schriftleitung, Versandstelle usw. zu richten nach
Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 148

Man will uns „beglücken“

In unserer Zeit, wo die kapitalistischen Elemente zu immer neuen Schlägen gegen die organisierte Arbeiterschaft ausholen, bleibt auch die Jugend von den gegenwärtigen Vorkommnissen nicht unberührt. Im Gegenteil: auch die Unternehmer haben erkannt, daß für sie das Jugendproblem von großer Wichtigkeit ist. Mit aller Deutlichkeit ringen sie um die Seele der werktätigen Jugend. Umwege sind für sie, die gerne im Trüben fischen, willkommene Gassen. Nicht nur, daß sie unter allerhand Decknamen Vereinigungen gründen und sich Einfluß in den rechtsgerichteten Verbänden verschaffen, jetzt wollen sie auch die Erziehung der Schule — vor allem der Fortbildungsschule —, des Elternhauses und der Jugend in ihrem Sinne beeinflussen.

Ein trübes Kapitel wird beginnen.

Die organisierte Arbeiterschaft — besonders die Jugend — hat nüchtern und wachsam zu sein, um alle Schläge in der Zukunft abwehren zu können. Wir alle haben in steter Bereitschaft zu beobachten, was um uns vorgeht, damit man uns von unserem Rechte auch nicht das Geringste nehmen kann.

Es mutet durchaus komisch an, daß man uns immer mit dem „beglücken“ will, von dem wir nichts wissen wollen. Unsere Vorschläge schlägt man in die Winde, sie sind für jene Leute unerfüllbar, mögen sie noch so wertvoll für die gesamte Jugend sein.

Nicht genug, daß man nach dem neuen Gesetzentwurf die Jugendlichen bis zum 16. Jahre von der Erwerbslosenfürsorge ausschalten will, um somit die Not der proletarischen Jugend ungemein zu steigern, oder die Jugend für einen Hungerlohn in den Dienst der Profitgierigen zu stellen, man versucht auch einen Eingriff

in die Freiheit der jungen Menschen zu machen, man verlangt das Arbeitsdienstjahr.

Da haben wir die Geschichte. Die Unternehmer arbeiten planvoll mit Ueberlegung. Erst wollen sie Not und Elend in die Reihen der Jugend tragen, um willige Menschen zu schaffen, die sie dann zu einem Arbeitsdienstjahr vereinen können, um sich gefügige Ausbeutungsmenschen zu schaffen.

So will man der Jugend die brave Dreieinigkeit von Arbeit, Dienst und Pflicht schenken. Ja, die Arbeit wollen wir, auch die Pflicht ist uns heilig; doch das Ganze mit dem Dienst in Kasernen vereint, wo ehemalige Unteroffiziere und Feldwebel vielleicht die Erzieher sind, dazu können wir unsere Hände nicht reichen. Noch ist nicht das letzte Wort geredet, aber langsam und sicher versucht die Reaktion für ihre Zwecke den Boden zu bereiten. Ein Sturm der Entrüstung muß durch die Reihen der sozialistischen Jugend gehen. Unsere Erziehung gilt einem freien Menschengeschlecht! Einstmals sagte man das Wort vom „Arbeiten und Beten“, heutzutage bleibt man mit der Kirche im Dorfe und predigt als Rettung: Arbeit, Dienst und Pflicht!

Wir wehren uns gegen eine Kasernierung der Jugend aus Erziehungsgründen. Wir wehren uns auch dagegen, daß man ein oder zwei Jahre nach der Lehre die jungen Menschen aus ihrem Beruf oder ihrer Arbeitsstätte nimmt, um sie Arbeit, Dienst und Pflichten zu lehren. Mit einem Arbeitsdienstjahr fördert man den Sinn für die Gemeinschaft nicht, man schafft höchstens Menschen, die sich nur unterordnen werden. Das ist für uns unpädagogisch, weil unser Ideal der Mensch ist, der selbst zur Persönlichkeit werden soll, aber dennoch sich stets als ein dienendes Glied der werdenden Gemeinschaft fühlt.

Man soll doch die viele Erziehungsarbeit in den Verbänden der sozialistischen Arbeiterbewegung nicht verkennen. Wir beweisen doch Erfolge auf der ganzen Linie. Unsere Arbeit trägt gute Früchte, das sehen mit bösen Augen die Unternehmer; deshalb wünschen sie gegen unsern Willen Einfluß in die Erziehung zu bekommen und verwenden dazu auch die Machtmittel des Staates.

Wir stehen vor Neuwahlen zum Parlament. Jene Stelle entscheidet über das Wohl aller, auch der Jugend. Auch die Jugend muß deshalb stärkste Mitwirkung an der Gestaltung der Verhältnisse zeigen.

Keine Macht darf den Fortschritt der Bewegung, die wir die unsere nennen, aufhalten. Stolzer denn je müssen wir unsere Fahnen heben. Der Kampf gegen uns ist nur, weil wir groß und stark geworden sind und weil man

zu allen Zeiten mit unserer Macht zu rechnen hat. Vielleicht steht der Kapitalismus schon am Scheidewege und die Stunde ist nicht mehr fern, da seine geschichtliche Mission erfüllt ist.

Der Glaube an die Fruchtbarkeit unserer Arbeit, die führende Idee der Bewegung und das Heer der Organisierten in Partei, Gewerkschaft-, Sport- und allen Kulturorganisationen der sozialistischen Arbeiterbewegung geben uns das Recht zum Hoffen. Nichts ist uns ohne Kampf geworden! Allen Gegnern zum Trotz gibt es für uns nur ein Ausharren und Weiterarbeiten im Sinne der Bewegung und die gegenseitige Mahnung:

Laßt weiter unsere Fahnen wehen.
Das Volk der Arbeit hält die Wacht.
Eh' noch die letzten Tage uns vergehen,
ist auch das letzte Werk vollbracht.

Die internationale Gewerkschafts-Jugend

Wie in Deutschland organisieren sich die erwerbstätigen Jugendlichen auch in anderen Ländern in steigendem Maße in den Gewerkschaften. Ueberall hat man die Bedeutung der Gewerkschaften für einen wirksamen Schutz der Arbeiterjugend durchaus richtig erkannt. Erklärlich ist es, daß das Unternehmertum die gewerkschaftliche Organisation der jungen Arbeiter mit Argwohn betrachtet und nach Mitteln und Wegen sucht, die Jugendlichen davon abzuhalten. Aufgeklärte Arbeiter lassen sich nicht schuriegeln, das wissen die Unternehmer ganz genau. In Ländern, wo die Gewerkschaftsbewegung schwach ist und die Unternehmer daher sich nach Herzenslust austoben können, bestehen denn auch noch Bestimmungen, die den Jugendlichen den Beitritt zur Gewerkschaft einschränken oder verbieten. Der Internationale Gewerkschaftsbund hat in einem vor kurzem erschienenen Buche „Der Schutz der arbeitenden Jugend“ diese Frage behandelt und dazu ein lehrreiches Material geliefert. Wir können daraus ersehen, daß es nicht überall so weit ist mit dem Jugendschutz wie in Deutschland. In vielen Ländern haben die jungen Arbeiter mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, man behandelt sie als Menschen zweiter Klasse, die nichts zu sagen haben. Nur dort, wo die Gewerkschaften stark sind, haben es auch die Jugendlichen besser.

Die Darstellung zählt 19 Länder auf, darunter Deutschland, Kanada, Schweden und Palästina, wo die gewerkschaftlichen Verbände der Jugendlichen durch keine gesetzlichen Bestimmungen behindert sind. In Großbritannien, Frankreich, Estland und Polen bestehen gesetzliche Einschränkungen. So ist in Frankreich den Jugendlichen der Beitritt zu den Gewerkschaften erst vom 16. Lebensjahr ab gestattet und dann auch erst, wenn die Eltern ihre Zustimmung geben. In Estland dürfen die Jugendlichen sich erst vom 18. Lebensjahr ab organisieren. In Polen können Jugendliche erst vom 20. Lebensjahr ab in Leitungen gewählt werden; diese Bestimmung besteht auch in Estland. In Großbritannien können Jugendliche von 16 Jahren ab Mitglied eines Berufsverbandes werden. Auch haben die Gewerkschaften in vielen

Ländern eine Mindestaltersgrenze festgesetzt. Dies ist bei mehreren Gewerkschaften in Dänemark, Frankreich, Holland, Jugoslawien und Polen der Fall. Das Mindestalter schwankt hier zwischen 16 bis 18 Jahren. In der Mehrzahl der Länder bestehen aber solche von den Gewerkschaften festgesetzten Mindestaltersgrenzen nicht.

Im allgemeinen haben die Jugendlichen in den Gewerkschaften die gleichen Rechte wie die erwachsenen Mitglieder. Allerdings bestehen in einigen Ländern Einschränkungen, die jedoch von geringer Bedeutung sind. In Holland erhalten die Jugendlichen nur bei Streiks und Aussperrungen Unterstützung, in Frankreich zahlen die Gewerkschaften, die Kranken- oder Arbeitslosenunterstützungskassen unterhalten, an die Jugendlichen gekürzte Unterstützungssätze. In Großbritannien dürfen Jugendliche den Posten eines Vertrauensmannes oder Kassierers nicht bekleiden. Gewerkschaftsmitglieder sind erst mit dem 21. Jahre für diese Ämter wählbar. Oesterreich unterscheidet zwischen Hilfsarbeitern und Lehrlingen. Jugendliche Hilfsarbeiter sind teilweise mit den Frauen in einer Beitragsklasse. Lehrlinge zahlen sehr niedrige Beiträge.

Die organisatorischen Einrichtungen für die Jugendlichen sind in den einzelnen Ländern und bei den einzelnen Organisationen ganz verschieden. In zwölf Ländern, so in Deutschland, Dänemark, Ungarn und der Schweiz gibt es in einer Reihe von Verbänden besondere Jugendsektionen. Vielfach sind die Verbände erst in der Nachkriegszeit dazu übergegangen, Jugendabteilungen zu schaffen. Keine besonderen organisatorischen Einrichtungen für Jugendliche bestehen in Estland, Jugoslawien, Memelgebiet, Schweden und Spanien. In Dänemark organisieren rund 20 Verbände, darunter die Buchdrucker und Maurer, die Jugendlichen entweder in besonderen Jugendabteilungen oder als Mitglieder. Insgesamt sind etwa 2700 Lehrlinge organisiert. In Belgien haben einige Verbände besondere Jugendabteilungen eingerichtet. Bekannt sind die Verhältnisse in Deutschland. In Großbritannien besitzen sieben Verbände und zwar die Lithographen, Zeichner, Graveure, Klempner, weibliche Büroangestellten, die Postangestellten und die Ladengehilfen besondere Jugendabteilungen. In Lettland haben mehrere Verbände, darunter hauptsächlich der Fabrikarbeiterverband, sich Jugendsektionen geschaffen.

In Oesterreich bestehen in 21 Verbänden Lehrlingssektionen. Beim Bund der freien Gewerkschaften existiert seit 1925 eine besondere Lehrlingsabteilung. Diese Abteilung bildet die Zentralstelle für die freigewerkschaftliche Jugendarbeit und ist so organisiert, daß jede freigewerkschaftliche Lehrlingssektion und auch der Vorstand der betreffenden Gewerkschaft einen Vertreter in die Sektionssitzungen entsenden kann. In den Satzungen heißt es, daß die Lehrlingsabteilungen der freien Gewerkschaften in dieser Lehrlingssektion ihre Zusammenfassung finden. In Polen haben die Metallarbeiter und die Bekleidungsindustriearbeiter besondere Jugendabteilungen. In der Tschechoslowakei bestehen bei einigen Verbänden besondere Jugendabteilungen und Lehrlingssektionen, auch hat die Landeszentrale einen besonderen Ausschuß für die Behandlung von Jugendfragen eingesetzt.

Der Bericht gibt eine Uebersicht über die in den Gewerkschaften erscheinenden Jugendschriften. An der Spitze steht hier, wie auch auf vielen anderen Gebieten der gewerkschaftlichen Jugendorganisation, Deutschland. Insgesamt erscheinen in Deutschland 18 freigewerkschaftliche Jugendschriften. In Holland geben sechs Verbände, und zwar die Angestellten, Banarbeiter, Diamantarbeiter, Fabrikarbeiter, Maler und Schneider besondere Jugendblätter heraus. In Großbritannien die Holzarbeiter. In der Schweiz die Buchdrucker,

Flandern 1930

So ist Flandern heute: Ein Land des Friedens, auf dessen Feklern das Korn wegt und frischgebrochener Flaech in der Sonne bleicht. Auf den Straßen, aber die einst Geschütze dominierten und die Kolonnen in den Tod marschierten, fahren wieder hochbetene Erntewagen und friedliche Landkutsche grüßen den Vorübergehenden, der einen Blick in ihre Ställe tut. Geputzte Kartons stehen hinter den Gardinen der breiten Fenster auf den Zartischen, aber mit dem Glanz, den putzweilige Hausfrauen ihnen geben, haben sie den Schrecken des Krieges, an den sie erinnern sollen, verloren und wie die Bilder präparierter Reinstauben, die in allen Stuben hängen, helfen sie mit, das Bild eines geordneten friedlichen Daseins zu formen.

Man muß schon genauer hinschauen, wenn man unter der dünnen Decke, die der Frieden über das Land gebreitet, das Skelett des Krieges erkennen will. Noch stehen neben den Bohlenmauern und in den Aekern die schweren Unterstände aus Beton, um die der Pflug wohl herum kann, aber über sie weg kann er nicht. Die Drahtverbände sind verschwunden, aber der Stacheldraht, mit dem die Aecker an Stelle der verschwundenen Hecken umgeben sind, erinnert an die Drahtverbände des Krieges. Weißblechschuppen stehen neben den roten Ziegelhäuschen. Ehemalige Militärbaracken sind es. Da, wo eine Straße über einen Graben oder ein Fließchen hinwegführt, sind manchmal auch noch die Spuren der Sandtische zu sehen, mit denen man den Uebergang während des Krieges befestigt hat. Es sind kleine Spuren nur, die in dem Ortes mit dem großen Namen an das große Geschehen erinnern. Langemarck, durch das ich fuhr, ist wieder aufgegeben. Ein unscheinbarer Ort und nur der Friedhof mit den großen Feldsteinen erinnert daran, daß hier die Jugend eines Volkes sich verblutete. Jugend, die

berufen und bereit war, mit uns, die wir den Krieg überstanden, Seite an Seite zu kämpfen für eine neue, eine bessere Welt. Hier liegt sie, vergessen wie die vielen, die auf den Friedhöfen dieses Landes unter zerfallenden Kreuzen begraben liegen.

Vergessen wie der Krieg. Ich komme durch einen Ort, in dem eine Prozession durch die Straßen zieht. In seltsamen, alttümlichen Gewändern ziehen Jungen und Mädchen vorbei. Sie halten einen Himmel über einen Priester und tragen große goldbeschlagene Truhen über die Straßen. Sie reiten auf hantelbehangenen Pferden und blasen auf Fanfaren. Jahrhunderte alter Brauch ist es, den diese Menschen pflegen. Auf einem Boden, auf dem eine Welt zusammengedrückt ist, auf dem eine Welt untergegangen ist, der selbst dem Untergange nahe war. Es macht nichts. Die alten Menschen sind zurückgekommen und haben die alte Welt wieder auf, sie spielen die alten Spiele, beten die alten Götter an. Ein paar Denkmäler, ein paar Geschichtszahlen, ein paar Ruinen, das ist alles, was ihnen blieb als Erinnerung an die große Katastrophe, an den Untergang einer Welt.

Manchmal steht auch noch der Stumpfen einer zerschossenen Pappel im Gelände und erinnert daran, daß überall da, wo heute frischgepflanzte Baumreihen sich im Winde wiegen, einmal lange Reihen hoher Pappeln, kurzer dicker Weiden gestanden haben. Zwanzig Kilometer oder mehr muß man fahren, um einen Baum zu sehen, der den Krieg unversehrt überstanden hat. Aber man vergißt das vor soviel jungem, lebendigem Grün, vor soviel strotzendem Wachstum, das sich auf den Leichenfeldern breit macht.

Ich bin in Ypern gewesen. Ein zerschossener Tank, der jetzt als Reklamefläche dient, die Ruine der Tuchhalle, vor der aber schon die schweren Steine liegen, mit denen man sie wieder aufbauen will und das Tor von Menin, Ehrenmal für 52 000 gefallene Engländer, erinnern an den Krieg. Alles andere ist wieder aufgebaut. Genau so

in der Tschechoslowakei die Privatangestellten und die Buchdrucker, in Dänemark die Elektriker, Metallarbeiter und die Schneider.

Im ganzen zeigt der Bericht, daß die gewerkschaftliche Jugendarbeit überall günstige Fortschritte macht. In manchen Ländern ist man infolge der Schwäche der Verbände noch nicht so weit, die gewerkschaftliche Jugendbewegung groß aufzuziehen. Aber man ist sich der Bedeutung der gewerkschaftlichen Jugendarbeit durchaus bewußt. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Das trifft auch hier zu. Die Bildungs- und Aufklärungsarbeit, die von den Gewerkschaften geleistet wird, kommt den Jugendlichen zugute. Der Schutz ihrer Arbeitskraft ist um so mehr gesichert, je stärker die Gewerkschaften in einem Lande vertreten sind. N.

Geheimnisse der großen Pyramide

Es ist bekannt, daß die alten Ägypter, die vor vielen Jahrtausenden an den Ufern des Nils wohnten, eine hohe Kultur gehabt haben. Ihre Staatsverfassung, ihre Weltanschauung beruhten auf einer gesunden, sittlichen Grundlage; alle menschlichen Fertigkeiten, auf denen unser Wirtschaftsleben sich aufbaut, wurden schon von ihnen ausgeübt und die Erzeugnisse ihrer Kunst, die Erkenntnisse ihrer Wissenschaft, die aus ihren Denkmälern und Bauten sprechen, erwecken noch heute unsere Bewunderung. Ein Rätsel ist es bisher geblieben, wie es den Ägyptern möglich sein konnte, Bauwerke wie den Tempel von Luxor zu errichten, von dem einzelne Hallen mit ihren 23 Meter hohen Säulen die Durchschnittsmaße unserer herrlichsten Kirchenschiffe bei weitem übertreffen, oder die Pyramiden, deren größte auf ein Gewicht von 6 Millionen Tonnen geschätzt wird, eine Steinmasse, zu deren Beförderung heute etwa sechstausend Güterzüge erforderlich wären. Unbegreiflich erscheint es uns, wie man damals ohne die Hilfe von Kraftmaschinen solche gigantischen Bauprojekte ausführen konnte, an deren Ausgestaltung unsere modernen Architekten, mit allen maschinellen Hilfsmitteln versehen, fast verzweifeln müßten. Der große griechische Schriftsteller Herodot berichtet, daß man, um die zur Errichtung der großen Pyramide notwendigen Materialien heranzuschaffen, eine Straße von 925 Meter Länge und 10 Meter Breite erbaut habe. Das ist alles, was wir über die Konstruktion der Pyramide wissen. In allem übrigen sind wir auf Vermutungen angewiesen.

Der geheimnisvolle Schleier, der die Entstehungsgeschichte des größten Bauwerks aller Zeiten umgibt, hüllt auch noch ein weiteres Rätsel, das niemand bisher zu lösen vermochte, in sich ein. Die große Pyramide hält in ihren steinernen Massen die Summe aller wissenschaftlichen Erkenntnisse der alten Ägypter verborgen. Zahlreiche Gelehrte haben schon den Schlüssel dieses Mysteriums zu finden gesucht, aber nur wenig ist bis heute darüber bekannt geworden.

Als Napoleon Bonaparte nach Ägypten kam, ließ er sich eine Karte des Landes anfertigen. Zum Ausgangspunkt für ihre Vermessungen suchten die Geometer nach einer weithin sichtbaren Stelle, und die große Pyramide wurde natürlich sofort dafür in Betracht gezogen. Nach mehrfacher Prüfung stellten die Landvermesser zu ihrer Überraschung fest, daß die im alten Ägypten heiligen Zahlen 3 und 7 eine wichtige Rolle in den Ausmaßen der einzelnen Bauteile spielten. Die Mathematik lehrt, daß das Verhältnis des Umfangs eines Kreises zu seinem Durchmesser der Zahl 3:1416 entspricht; daß man also, um den Umfang eines Kreises zu ermitteln nur die Länge seines Durchmessers mit der Zahl 3:1416 zu multiplizieren braucht. Zur Feststellung dieser Zahl, die wissenschaftlich „pi“ (nach dem griechischen Buchstaben „P“) genannt wird und nun bei allen Berechnungen eine grundlegende

wie es war. Und nur, daß alle diese altertümlichen Rätseln so neu erscheinen, daß man ihnen ihr Alter, das ihr Baustil vortäuscht, nicht glauben kann, das erinnert daran, daß ein Bruch liegt zwischen der Vergangenheit und heute. Natürlich erinnern auch die vielen Postkartenstände und Läden, die nur vom Verkauf der Erinnerungen an die große Zeit leben, an den Krieg; denn Ypern, das ist das Kernstück aller Besichtigungsfahrten, an die flandrische Front. Wer die Front sehen will, dem zeigt man Ypern und die Höhe 60. Dieser Hügel, um den Ströme von Blut geflossen sind in den unseligen vier Jahren, liegt fünf Kilometer von der Stadt weg. Das ist nicht viel. Eine Stunde zu Fuß nur. Aber wenn man den Weg nicht kennt und zudem auch noch etwas sehen will, dann braucht man doch so seine eineinhalb Stunde, bis man glücklich an einem Dutzend englischer Friedhöfe, die einer schöner geflegt sind als der andere und an vielen Häusern vorbei, neben denen noch die Baracken stehen, in denen die Vertriebenen nach dem Kriege nordwärts erste Unterkunft fanden, zur Höhe 60 kommt. Wohl ein Dutzend mal oder mehr wird man auf diesem Wege von den großen Autocars überholt, die jedesmal 30 oder 40 Personen hinführen zu den Erinnerungsstätten des Todes. Und die zurückkommen mit ihrer Fracht, noch ehe der Fußgänger einen weiteren Kilometer hinter sich gebracht hat. Die Kinder des Gebietes, die den Betrieb schon kennen, rufen jedesmal, wenn ein Auto vorbeifährt: One Penny oder irgendein anderes englisches Wort, das sie aufgeschnappt haben und jedesmal ist einer unter den Vorüberfahrenden, der eine kleine Handvoll blanker Nickelmünzen unter die Kinder wirft. Ein billiges, aber kein harmloses Vergnügen; denn einmal sah ich, wie eine Kinderschar, die sich gierig über die hingeworfenen Münzen stürzte, von einem nachfolgenden Auto fast überfahren worden wäre. Aber das hindert die Fremden nicht, weiter Münzen auf die Straßen zu werfen, wie es die Kinder

Bedeutung besitzt, haben die griechischen Mathematiker Jahrhunderte gebraucht. Den alten Ägyptern aber war Jahrtausende vorher die Wichtigkeit dieser Zahl bereits bekannt. Wenn man nämlich die Länge des Umfangs der Pyramidenbasis durch ihre Höhe dividiert, so erhält man bis auf die Bruchzahlen genau die Zahl 3:1416.

Ein Jahr dauert 365 und ein zweihundertzweiundvierzigstel Tage. Auch diese Zahl, zu deren Errechnung die Wissenschaft Generationen aufgewendet hat, ist im Verhältnis der einzelnen Pyramidentile zueinander schon enthalten. Ein Gang im Innern des Bauwerks, der in die sogenannte Königskammer führt, mißt, in ägyptischer Einheit gerechnet, genau 365 und zweihundertzweiundvierzigstel Zoll. Im Innern dieser Königskammer haben die Archäologen eine Art von Schrein entdeckt, eine kunstvolle Arbeit aus rotem Granit, die sicherlich niemals als Sarkophag, vielmehr als Maßeinheit gedient hat, denn es wurde keine Mumie darin gefunden. Das äußere Fassungsvermögen dieses rechteckigen Steinbehälters ist, in altägyptische Kubikzoll gemessen, genau doppelt so groß wie sein innerer Rauminhalt. Dieses innere Fassungsvermögen beträgt genau 69000 Kubikzoll, eine Zahl, die in unmittelbarem und für die Wissenschaft äußerst wichtigen Zusammenhang mit dem spezifischen Gewicht unserer Erde steht. Die erstaunliche Entdeckung jedoch, die schließlich bei der Vermessung der großen Pyramide gemacht wurde, ist folgende: Jahrhunderte vergingen, bis die Astronomen die Entfernung von der Erde zur Sonne errechnet hatten. Wenn man die Höhe der Pyramide mit einer Million multipliziert, so erhält man die Zahl 148 208 000, die in Kilometern genau die Entfernung unseres Lichtsenders von unserem Planeten angibt.

Daraus geht hervor, daß die Höhe unserer Kultur, auf die wir so stolz sind, gering zu achten ist gegenüber dem, was mit wesentlich bescheideneren Mitteln vor Jahrtausenden schon die alten Ägypter erreichten, um dann — trotzdem — von der Bildfläche der Geschichte zu verschwinden. Denkbar wäre es wohl, daß sich alle Ereignisse, alle Erkenntnisse, alle Gesetze in eine mathematische Formel zusammenfassen ließen. Würden vielleicht die Erbauer der Pyramiden von diesem Geheimnis? Besaßen sie den „Stein der Weisen“? Schrieben sie vielleicht die ewige, einzige Wahrheit anstatt in Büchern mit steinernen mysteriösen Lettern nieder, um die Norm kommenden Jahrhunderten zu überliefern? Wir wissen es nicht. Aber man sollte es fast glauben.

Phönix.

Kraftspeicherung in Wasserbecken

Ein Kubikmeter Wasser in ein Meter Höhe kann als Träger einer potentiellen, das heißt aufgespeicherten Arbeitsfähigkeit von 1000 Kilogramm-Metern oder 0,003 Kilowattstunden angesehen werden. Von dieser theoretisch möglichen Energie kann man praktisch etwa 85 vH wirklich gewinnen. Wenn das hochgelegene Wasser durch natürlichen Zulauf sich ergänzt, so haben wir eine ununterbrochene wirksame Energiequelle, ein Kraftwerk. Ein Wasserbecken, das zum Beispiel in jeder Sekunde 50 Kubikmeter Wasser aus 100 Meter Höhe ablassen kann, stellt eine Anlage vor, kann also in jeder Sekunde 50 · 100 · 0,003 Kilowattstunden leisten = rund 15 Kilowattstunden pro Sekunde oder (mal 3600) = etwa 50 000 Kilowatt Leistung abgeben.

Die besondere Eigentümlichkeit des gegenwärtigen Anfangszeitalters einer elektrischen Kultur ist die sehr stark wechselnde Inanspruchnahme der Energie. Um sich diesem Wechsel zwischen wenig und viel Verbrauch anzupassen, müßte man die Elektrizität speichern können wie Gas oder Kohle. Das kann man nur indirekt mit Hilfe von Akku-

nicht hindert, sich um die Bruchteile eines erbettelten Franken zu raufen. Betteln, das ist überhaupt ein Berufsweig geworden, dem sich die Kinder in den Frontgebieten mit Haut und Haar ergeben haben. So wird jeder Besucher der Höhe 60 dutzendmal von Kindern angehalten, die ihm Blumen, die sie von irgendeinem der vielen in der Nähe liegenden Friedhöfe gestohlen haben, zum Verkauf anbieten. Andere wieder stehen hinter Tischen, auf denen Metallteile, Knöpfe und Koppelschlösser, Uniformbeschläge und Helmspitzen, zerschossene Taschenuhren, Geldstücke und alle möglichen Dinge, die man bei den längst umgebeteten Toten fand, zum Verkauf ausliegen. Selbst Bajonette kann man kaufen, Gewehre, Stahlhelme und Leuchtpistolen, Offiziersdegen und Kartuschen. Und außerdem natürlich jene Kitschgegenstände und Postkarten, die die Andenkenindustrie herstellt. Ich will nicht daran erinnern, daß die Bewohner dieser Gegend jeden Fußbreit des Geländes metertief und tiefer umgegraben haben, um all diese Dinge, an denen soviel Blut und soviel Entsetzen klebt, ans Licht zu fördern, daß es Kinder sind, die mit diesen Dingen handeln und spielen, charakterisiert die Atmosphäre, in der hier eine Jugend aufwächst.

Hundert Meter entfernt, nicht mehr zu dem Erinnerungshügel gehörig, und darum von den Cookreisenden nicht beachtet, fand ich zwischen zwei Aeckern hingeworfen einen jener Haufen, wie man sie hier neben fast jedem Hause sieht: Sandsäcke, alte Schuhe, Tornisterriemen, Stacheldrahtreste, zerrissene Zeitbahnen und Eisenschrott. Dinge, die beim Umpflügen des Ackers ans Licht gekommen sind. Und daneben, durch keinen Fußbreit Erde von dem Schutthaufen getrennt, drei unkrautüberwachsene Hügel, drei Holzkreuze darauf. Drei deutsche Soldaten darunter. Namenlos. Ein viertes Kreuz, dessen Hügel wahrscheinlich eingepflügt wurde, liegt auf dem Schutthaufen, der so, wie er dahragt, ein sprechendes Symbol des Krieges ist. Denn Graber und Schrott, sie sind beide nichts anderes als Abfälle eines Krieges.

mulatoren oder indem man Wasser in hochgelegene Becken pumpt. Die Akkus waren das Speichermittel früherer Zeiten, heute geht man mehr zur hydraulischen Speicherung über. Zugleich entwickelt sich jedoch die Speicherung in Dampfform, in den als Ruths-Speichern bekannten großen Kesseln.

In allen Fällen wird der nicht vom Konsumenten abgenommene Strom mehr oder minder vollkommen gespeichert und findet zur Zeit

In allen Fällen wird der nicht vom Konsumenten abgenommene Strom mehr oder minder vollkommen gespeichert und findet zur Zeit der nächsten „Spitze“, Verwendung, um den gesteigerten Bedarf zu befriedigen. Die heutigen Elektrizitätswerke haben noch keine sehr gute Ausbalanzierung zwischen stillen und lebhaften Stunden, sie haben das Problem der Speicherung noch nicht sehr gut gelöst. Daher kann die Elektrizität noch nicht so billig abgegeben werden, wie es nach den geringen Herstellungskosten eigentlich der Fall sein sollte.

Aber man arbeitet allenthalben an der Verbesserung der Speicher-methoden. Das große neue Berliner Westwerk wird die größten bisher gebauten Dampfspeicher haben. Die Preussische Elektrizitäts-AG. baut an der Edertalsperre ein Speicherbecken auf einem bei Affoldern gelegenen Berggipfel — man kann dann durch Verwendung von Nachstrom die Energie „veredeln“, und speichern zugleich. Anstatt des Wasser nachts wesentlich leer ablaufen zu lassen (nicht durch die Turbinen schicken), läßt man die Maschinen auch nachts voll arbeiten und verwendet den erzeugten Strom dazu, um den übrig gebliebenen Teil des Wassers in ein höher gelegenes Becken zu pumpen. Das macht man bei der schweizerischen Waggital-Anlage, beim badischen Murgwerk und man baut eine solche Anlage jetzt erstmals gleich so hoch als möglich, nämlich auf einem Berggipfel, bei der Edertalsperre. Man wird aus der weiteren Entwicklung der Ruthspeicher und der hydraulischen Speicher in einigen Jahren den rationelleren Weg erkennen können. Jedenfalls wird ein rationelles Speichersystem den Strompreis verbilligen können. Dr. L. R.

Auch du möchtest reisen!

Die weißen Wände der endlosen Straßenzüge zerspringen vor Hitze. Der Asphalt kocht. Staub frißt sich in alle Poren. Schweiß beißt die Haut wund.

Jetzt in den Wald gehen können. In den kühlen Bach die Füße hängen. Den Kopf in freier Bergluft heben. Und die Brust weiten in schwellender Lust, die Lied um Lied in die herrliche Welt hinausjubelt. Jetzt frei sein.

Aber da steht die Fabrik. Das riesige Sklavenhaus. Schwarze Säulen, stemmt sich der Bauch gegen den Himmel. Hellen Schrei stößt dir die heulende Sirene ins Herz.

Du weißt, daß der Lärm der Fabrik dir das Hirn wie mit spitzen Nadeln zerwühlt, spürst die Qualen der Kreuzigung auf dem Schädelberg menschlicher Fron, aber du mußt hinein in die Fabrik. Du mußt dich ducken und hören, wie das vergiftete Tor hinter dir zuschlägt und dich trennt von den weiten Straßen, die alle irgendwo in die Welt hineinführen, nach der du dich sehnst.

Du keuchst und stöhnst in der Glutitze vor den hohen Oefen und denkst an die lachende Sonne Italiens, die du so gerne sähest, denkst an die kühlen Winde Skandinaviens, denen du dich gerne entgegenwarfest in der Qual dieses Sommers.

Ja, auch du möchtest reisen. Auch du möchtest einmal ein Mensch sein wie die anderen, für die du fronst. Wie die anderen, die in Stunden das verzehren, was dich für Tage, vielleicht für Wochen frei machen

Aber dich stößt man tiefer hinab in das Werk, wenn du dich hinaus-sehnst. Und während die Sonne höher und höher steigt und dein Durst in die Ferne unerträglich wird, stehst du da im öligen Kittel und bepackt Waggon um Waggon mit kantigen Schrauben oder fressendem Zement, dunkler Kohle oder knirschendem Eisen. Du verlastest den glänzenden Stahl, daß dir der Schweiß das Hemd näßt, das oftmals dein einziges ist, das du am Abend in das Wasser steckst, um es vom Nachwind trocknen zu lassen, während du auf hartem Lager kurzen Schlaf suchst, deine Kräfte sammelst für die Fron des nächsten Tages, des übernächsten, des folgenden und so fort. Selbst die Sonntage stiehlt man dir im Monat. Und niemals ein Ende. Bis einmal die Kraft aller Gequälten die eisernen Tore zerschlägt, die zwischen dich und die Ferne sich drängen und der von den Herren der Erde sinnlos vergeudete Ueberschuß deiner Arbeit in die Hand, die ihn schuf, zurückfließt und den Traum aller Schaffenden erfüllt: Straßen zu ziehen, die in die Freiheit führen, Berge zu steigen, die in ewiges Licht ragen, Meere zu sehen, deren Brandung dir das Echo der eigenen unbesiegbaren Kraft entgegenrollt.

Du weißt, daß alles einmal so sein wird, daß einmal das Ziel unserer Sehnsucht erkämpft ist und du schreitest mit trotzigem Schritt durch die glutheißen Straßen, stampfst den kochenden Asphalt mit deinen Füßen, und wenn du das Fabriktor hinter dir zuschlägst, glaubst du dein Splittern zu hören und du gehst an die Arbeit wie einer, der weiß, daß die Frucht seines Schweißes ihm nicht entgehen kann. Und das macht dich stark in aller Qual, das macht dich froh in aller Fron.

Erich Grisar.

Heimtwandern!

Heimtwandern. — Gewiß, es mag Stauern erregen von proletarischer Jugend die Pflege des Heimtwanderns zu verlangen. Man spricht nicht gern davon, denn etwas abstoßend-bürgerlich-individualistisches haftet ihm an. Und trotzdem; es ist Pflicht und Aufgabe proletarischer Jugend das Heimtwandern zu pflegen. Werfen wir Vorurteile — die auch bürgerlich sind — über Bord und versuchen die Frage nach dem Warum zu beantworten.

Regen, Wind und Kälte können jungen Wagemut und erlebnisdurstende Jugend nicht daran hindern, mit genau so frisch-freudiger Stimmung hinauszuziehen in die Natur, als schiene die Sonne vom blauen Himmelszelt. Durchwandert wird dann stets die nähere und weitere Umgebung des Wohnortes, kurz bestimmt und richtig gesagt: die Heimat. Und welcher Junge, welches Mädel aus der proletarischen Jugendbewegung kennt nicht in dieser Art seine Heimat? Wege, Verstecke, alte Burgen, Gewässer, alle sind sie beim Streifen durch das Gelände bekannt, vertraut geworden; sei es durch dieses, sei es durch jenes Erlebnis. Manche Stunde der Erbauung, der Erholung von den grauen Werktagen hat man da oder dort genossen. Gar oft hat die Schönheit dieser oder jener Landschaft staunende Bewunderung gefordert; Tiere, Insekten und Vögel viel freudige Stimmung entfacht. In dieser Art kennen wir unsere Heimat! So haben wir sie lieb gewonnen und freuen uns darob!

Kann sich darin aber unser Wandern, unser Heimtwandern erschöpfen? Gibt es nicht noch Bedeutendes mehr, das wert für uns ist gekannt zu sein? Ziehen wir aus der Stadt hinaus in das flache Land, wandern wir über die Berge hinweg, überall da treffen wir Menschen. Menschen, die auch Proletarier sind: Männer, Frauen und deren Kinder. Diese leben aber in anderen Verhältnissen. Von den

dessen nach einem halben Jahr meistbietend versteigert wurde, und krazten. Mieson und zupften mit furchtbarer Begeisterung unsere Instrumente. Ein Berufsmusiker — unser Stolz, er gab zwei Klavierstunden die Woche und hatte einmal gegenüber dem Konservatorium gewohnt — dirigierte uns durch dick und dünn. Er bekam dafür monatlich 20 Mark, die wir aber infolge eines gerichtlichen Befehls nicht an ihn selbst auszahlen durften, denn der Mann hatte ein etwas eigentümliches Privatleben.

Mich selbst hatte ein böser Freund in den Verein hineingelobt. Er hatte mir die Stelle als erster Cellist in Aussicht gestellt und die erhielt ich auch, obwohl ich damals erst ein halbes Jahr Unterricht gehabt hatte. Ich war nämlich der einzige Cellist in diesem Verein. Dafür hatten wir aber vierzehn erste Geigen. Zweite Geige wollte niemand spielen: es waren aber durch das Los drei Mitglieder dazu verurteilt worden, die seit dieser Zeit keinen Vereinsbeitrag mehr zahlten. Wir hatten ferner drei Bratschisten, zwei Fagotta, eine Klarinette, eine Oboe, zwei Pistons a cornet, von denen der eine bei Bedarf auch Waldhorn krächzte, und einen Pauker. Der Pauker war dreiviertel taub und daher unfähig, lauter als fiffi zu pauken. Er war aber sonst ein ausländischer Mensch und spielte die Pauke nur zu seinem Vergnügen.

Als die Finanzen unseres Vereins auf dem Gefrierpunkt angelangt waren, der Wirt uns das Lokal zu kündigen im Begriff stand, beschloßen wir, ein öffentliches Konzert zu geben. Unserm Dirigenten war es recht; nur machte er zur Bedingung, daß ihm für den betreffenden Abend ein Frack zur Verfügung gestellt würde. In dem wollte er sich photographieren lassen. Unser Programm wurde wie folgt festgesetzt:

- 1. Teil: 1. „Lieber den Welken“ Walzer Anker
- 2. Ouverture „Mauer und Schlosser“ Anker
- 3. Violinsolo: „Ballatzene“ Beriot
- 4. „Ave Maria“ Schubert

Nach diesem Abfallhaufen habe ich in diesem Lande nichts mehr gesehen, das mir von Wichtigkeit erschien. Wohl kam ich auf dem Wege, der mich zurück nach Ypern führte, an einer alten zerbrochenen Mühle vorbei, die wohl nie wieder aufgebaut werden wird, und an einen seltsamen Laden, in dem man Gewehre und Flatterminen, rostige Brustpanzer und Granaten, Dinge, die für niemanden Wert haben als den Schrotthändler, hinter einem großen Schaufenster aufgebaut hat. An Friedhöfen kam ich vorüber, die eher Gärten glichen als einem Lagerplatz zusammengetragener Gebeine, aber nichts haftet so sehr in meinem Gedächtnis wie das Bild dieses Abfallhaufens des Todes zwischen den Aeckern des Lebens.

Wenn ich einmal wieder in dies Land komme, ist er vielleicht verschwunden. Der Schrott wird schon Käufer finden, der Schutt vergraben werden und die drei Hügel werden eingepflügt sein, denn schließl. Ackerland ist kostbar und Putz ist eine Ware, die nur an den Brennpunkten der Erinnerung, an den Haltestellen der Autos und in der Nähe der Gasthöfe Geld bringt. Und Geld, das ist mir klar geworden, muß der Krieg einbringen. Wo er das nicht tut, hat man ihn längst vergessen. Da liegt das Land sein altes, ewiges Gesicht und das heißt Frieden. Denn wie keine andere Landschaft dieses unruhigen Erdteils, ist Flandern mit seinen hohen Pappeln und den kurzen dickschmigen Weiden, seinen fremdlichen Menschen, dem trübenden Fuch und den weißen Wäldchen, die ewig über der unendlichen Fläche dieses trachtbaren Landes dahüben, ein Sinnbild des Friedens.

Erich Grisar.

Die Polyhymnia

Die Polyhymnia war ein Diabettanzorchester, in dem etwa 30 Menschen männlichen Geschlechts der Musik frönten. Alle Dienstagnabend versammelten wir uns in einem Gasthaus vor der Stadt, das infolge-

unseren unterschieden durch geographische, volkliche und wirtschaftliche Besonderheiten. Mißachten wir es nicht — unbewußt — bei unseren Wanderungen mit diesen Menschen in Führung zu kommen? Deren Arbeiten, Leiden, Kämpfen, kurz ihr proletarisches Leben kennenzulernen? Ich glaube doch! Unser Heimatwandern müßte aber gerade dadurch charakterisiert sein, müßte gerade diese Bestimmung haben: lebendige Verbindung mit jenen zu schaffen! Lebendige Verbundenheit der arbeitenden Menschen unserer Heimat steigert nicht nur die Kampfkraft unserer proletarischen Bewegung. Jeder einzelne von uns vertieft sein proletarisches Bewußtsein, erhärtet und kräftigt sein Wissen, das im ersten Jugendabend erarbeitet worden ist. In dem Schaffen dieser Verbundenheit aller Arbeitenden unserer Heimat liegt der Sinn des proletarischen Heimatwanderns; das ist das Merkmal, das grundlegend proletarisches Heimatwandern von bürgerlichem scheidet. Achten wir in Zukunft mehr darauf. Unser Wandern wird für jeden einzelnen und für die ganze Bewegung wertvoller sein.

Adam Haas.

Ich und mein Verband!

Man hat in der Jugend in der Schule gelernt, das Wort „Ich“ nicht am Anfang eines Schreibens oder einer Rede zu setzen. In diesem Aufsatz aber muß das Wort „Ich“ an erster Stelle gesetzt werden, um gleich am Anfang zu zeigen, daß es gerade auf das „Ich“, das heißt auf jeden einzelnen im Verbands, ankommt. Aus den einzelnen setzt sich der Verband zusammen. Darauf erst die Zusammenschmelzung in den Werkstätten, in den Ortsgruppen, in Bezirken bis hinauf zu der Vertretung des ganzen Verbandes in den gewählten Führern.

Was hat nun der einzelne zu tun, den Verband auf eine Machtstellung zu heben, die in Zukunft allen Angriffen trotzig standhalten kann? Ja, wird mancher sagen, was soll ich als einzelner dabei tun, um meine Lage und die der zu mir gehörenden Mitmenschen zu verbessern? Du kannst und mußt aber viel dabei tun, um diese Machtstellung des ganzen zu erhalten und auszubauen. Es genügt nicht, daß du pünktlich deinen Beitrag bezahlst. Nimm nur jeden Tag einige Minuten dazu, deinen Kollegen und Andersdenkenden die durch den Verband erreichten Verbesserungen aufzuzählen, die auf sich allein gestellt der einzelne nie und nimmer erreicht hätte. Vergesse auch nicht zu erwähnen, daß alles dies nur erreicht ist gegen eine Uebermacht von Feinden, die aber doch die Macht der zur Masse angeschwollenen Einzelwesen anerkennen mußten. Erzähle auch, unter welchen Verfolgungen die Alten gelitten, die es in den Vorkriegszeiten als einzelne versuchten, einen gewerkschaftlichen Zusammenschluß zu erreichen. Weiter zeige in deinem Verhalten deinen Kollegen, daß du auch wirklich Gewerkschafter bist.

Nun ist es sehr oft aber ganz anders. Statt die Erfolge des Verbandes aufzuzählen, hört man häufig ein Knurren und Schimpfen des einzelnen über seine mißliche Lage, und alle diese Leiden werden dem — Verbands aufgehalet. Es soll nicht verkannt werden, daß auch bei der Führung Fehler gemacht werden, denn auch die Führer sind nur Menschen mit allen ihren Fehlern. Müssen nun aber Fehler und die dadurch entstandenen Fehlschläge jedem, der es wissen will, in die Ohren posant werden? Nein, das darf nicht sein! Durch das Geschimpfe der einzelnen werden sehr oft viele vom falschen Glauben angesteckt, und dadurch tritt eine Erschütterung der Machtstellung des ganzen ein.

Ja fragst du: „Ich soll nur das Gute erwähnen, und über alles mich Drückende schweigen? Nein, das sollst du nicht. Du sollst dich aussprechen. Du sollst Vorschläge zur Verbesserung des Ganzen

bringen, aber doch nur in deinen Versammlungen zusammen mit Gleichgesinnten. Hast du wirklich brauchbare und zweckhafte Vorschläge, so wird auch von der Führung alles daran gesetzt werden, sie zur Durchführung zu bringen. Daran ist zu ersehen, welche große Macht auch in dem einzelnen „Ich“ steckt, wenn es richtig angewandt wird. Darum nochmals: sei vorsichtig und vor allem wahr in deinen Reden und Taten.

Gehe in ein Warenhaus und lese den dort meistens augenfällig angebrachten Spruch, der folgendermaßen lautet: „Gefällt es dir bei uns, so sage es anderen, gefällt dir etwas nicht, so sage es uns!“ Genau so haben auch wir es mit unsern Verbänden zu halten, und es wird tatsächlich Segen für die Allgemeinheit und dadurch auch für das einzelne „Ich“ entstehen. Handelst du aber entgegengesetzt, so schädigst du dich selbst.

F. W. in G.

Der Kipper

Ich befahre die gewaltigen Hafenanlagen Duisburgs, dieses größten Binnenhafens und überhaupt einer der größten Umschlaghäfen der Welt. Welch riesige Warenmengen werden hier befördert. Ueberall, wohin das Auge schaut, nur allergrößte Anlagen und Arbeitsleistungen. Diese mich umgebende Arbeitslast zieht mich in ihrem Bann. Ich fahre und sehe viel und — sehe auch die Kipper; es sind, wenn ich nicht irre, 23 an der Zahl. Bewundernd schaue ich zu ihnen auf und verweile ein wenig bei ihnen.

Der Kipper, es ist ein schlichter Name, ein Arbeitsname. So schlicht wie sein Name sieht er auch aus, ganz so, wie es seine Arbeit von ihm verlangt, groß und stark und zweckmäßig sein Kleid, ohne Prunk und Anhängsel. Er ist uns Menschen damit Vorbild. Nur an den Stätten der Arbeit findet man den Kipper. Er teilt das Los mit den Arbeitern. Unser Arbeitsbruder ist er, jedoch nicht einer aus Fleisch und Blut, sondern unser größter, stählerner Gefährte. Ein Kind der Technik. Welch gewaltige Arbeitsleistung vermag er doch zu vollbringen. Mit den größten Waggons spielt er, nimmt sie in seine stählernen Arme und kippt sie in die unter ihm stehenden Schlepplöhne. In kurzer Zeit sind hunderte von Tonnen verladen. Aber noch bliken wir mißtrauisch zu ihm auf. Wir können nämlich die Gefahr, die uns von unserem unverständigen Arbeitskameraden in der kapitalistischen Welt droht, zu sehr. Unser Kipper ist der gewaltigere und größere und deshalb unser größter Konkurrent. Viele Menschen schon hat er arbeitslos gemacht. Und doch betrachten wir ihn nicht als Feind, wir wissen, in unserem sozialistischen Zukunftsstaat wird auch er uns dienen. Es ist mir sogar, als ging von ihm ein Raunen aus, wie ein Klageged, worin die Bedrückung liegt, daß er uns Arbeitern Leid zufügt und dem Eigennutz dienen muß. Und wie ein Mahnruf dringt es zur Arbeiterschaft, sich zusammenzuscharen, um ihre eigene und seine Befreiung aus kapitalistischer Fron zu vollbringen. Gemeinsam müssen wir der Gemeinschaft dienen.

Ja, so wird es einmal sein —

„Euch Maschinen, Gruß und Dank
Für das fleißige Bewegen!
Unsere eisernen Kollegen
Seid ihr, stählern, stark und blank.
Eure Hebel, unser Hirn,
Eng vereint zu großen Taten,
Lassen eine Welt geraten . . .
Eure Kräfte, unsere Stirn!“ H. Böttcher, Hörde.

2. Teil: 5. Jupitersymphonie Mozart

Hierauf: Gesellige Unterhaltung

Das Violinsolo hatte ein Kollege unseres Dirigenten übernommen, der dafür 10 Mark bekam. Wir probten wie die Wilden. Den ersten Teil des Programms hatten wir bald intus, aber mit der Jupitersymphonie haperte es bedenklich. Alle Stimmen wurden einzeln durchgenommen, der Dirigent sang und piff uns die Themen vor, aber es wollte nicht klappen. Von den vierzehn Geigern hatte jeder seine eigene Auffassung. Unsere Bratschisten schabten mit Todesverachtung daneben, und ich selbst gab mir nicht die geringste Mühe, da ich als einziger Cellist ja doch nicht zu hören war.

„Spielen Sie nur immer fest drauflos!“ ermunterte uns der Dirigent, wenn wir ganz auseinander geraten waren. „Am Schlußstück finden wir uns schon wieder. Es gibt ein Wiedersehen!“

Es waren 8 Tage vor dem großen Ereignis. Jedes Mitglied hatte schon 5 hektographierte Eintrittskarten erhalten, mit denen es seine Eltern und Kusinen unglücklich machte. Ueber die Frage, ob die Presse eingeladen werden sollte, entspann sich ein heftiger Streit. Schließlich entschied man sich dafür, mit allen Stimmen gegen die des Dirigenten. Der Mann hatte also doch noch einen Rest von Schamgefühl. Wir hatten gerade den ersten Teil zur allgemeinen Selbstzufriedenheit „gehauptprobt“ und wollten die Symphonie in „Angriff“ nehmen, als der Wirt eintrat und einen Brief übergab. Der Dirigent nahm ihn, öffnete ihn, schien verblüfft und las ihn dann laut vor. Er lautete:

„Ihr gottesämmerlichen Pfuscher und Neutöner!
Seit zwei Monaten grimmst sich mein Bauch in nicht wieder-
gebender Weise. Mein Konstanzerl macht mir täglich warme

Deckel und löffelt mir den Kamillentee literweise ein; aber es nützt nichts. Jeden Dienstagabend geht es von neuem los, wenn ich einer verdammungswürdigen Gefiedel, Gekratze und Getute höre. Der ganze Olymp leidet an Migräne, Wagner machte einen Selbstverlebensversuch und Offenbach behauptete, so glänzend sei meine Symphonie noch nie parodiert worden. Ich aber sage Euch: Wenn Ihr Euch noch einmal untersteht, Euch an irgend einem meiner Werke zu vergreifen, komme ich heruntergekrambelt und dann passiert ein Unglück! Womit ich bin Euer — trotz Eurer Schweinemusik — unsterblicher
Wolfgang Amadeus Mozart.“

Der Tumult, der sich nach Verlesung dieses Briefes erhob, war unbeschreiblich. Sämtliche Anwesende erklärten empört ihren Austritt aus dem Verein, wobei jeder behauptete, die andern spielten so falsch, daß es kein Wunder wäre, wenn nichts Vernünftiges zustande käme. Der Dirigent nahm seinen Hut und einen falschen Paletot und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Nur ich bewahrte mein kaltes Blut und fischte das Original des verhängnisvollen Briefes vom Boden auf. Ich sah mich aber in meiner Erwartung, ein echtes Mozartautogramm errungen zu haben, sohmählich getäuscht. Denn der Brief enthielt nur die Worte:

„Verdumfte schleunigst! Die Polizei ist Dir auf den Fersen! Dein
Freund Hans.“

Unter diesen Umständen wurde das Konzert auf unbestimmte Zeit verschoben. Die „Polyhymnia“ löste sich auf, kein Mitglied grüßte mehr das andere auf der Straße. Nur der taube Pauker bemühte sich vergebens, einen neuen Musikverein zu gründen und behauptet jetzt überall, der Idealismus sei aus der Welt verschwunden und niemand mehr habe Interesse für wirklich gute Musik.

Karl Ettlinger,

Aus dem Tagebuch eines Jade-Seeräubers

Wieder ist es Sonntag. Dieses Mal wollen wir dem Rotesand-Leuchtturm draußen in der Wesermündung unseren Besuch abstaten, damit man dort auch einmal die Jade-Seeräuber (im Alltagsleben Metallarbeiterjugend der Jadestädte Wilhelmshaven-Rästringen) kennen lernt.

Mit Gesang geht es frühmorgens auf dem Deich entlang zum Dampfer, der von der sozialistischen Jugend für eine Fahrt gechartert ist. Lustig flattert unser roter Wimpel mit dem leuchtenden Zahnkranz bei der steifen Nordwestbrise. Beim Anblick der stark bewegten See ein banges Fragen. „Hast du auch nicht zuviel gegessen?“ „Gibt es kein Mittel gegen Seekrankheit?“ „Ob der Dampfer das wohl aushält?“, „Heute wird's toll, das Schlingerventil ist bei der letzten Reparatur einzubauen vergessen.“ „Meinetwegen kann der Pott jungen (schaukeln) soviel er Lust hat, ich habe einen guten Knust Schwarzbrot mit.“ So schwirrt es durch die Gruppe. Das Heulen der Dampfzweine läßt unseren Schritt beschleunigen und kurze Zeit, nachdem alle Kollegen auf dem Dampfer untergebracht (zwei Kollegen mußten durchgeschmuggelt werden, da keine Karten mehr erhältlich), dampft unser Schiff los.

Kaum haben wir die Hafeneinfahrt verlassen, beginnt das Schiff seinen Tanz und die ersten Folgen machen sich bemerkbar. Mit bleichem Gesicht wanken die Opfer an die Reeling um Neptun den Tribut zu zollen. Ihren gesamten Mageninhalt opfern sie dem Meerese Gott, dabei dem beißenden Spott der übrigen ausgesetzt. Doch die Betroffenen empfinden es nicht. Sie haben nur einen Gedanken und das ist „Land“. Sowie der Seekranke Land unter den Füßen hat, ist alles vergessen. Irgend welche Mittel dagegen gibt es nicht. Die Befolgung aller gutgemeinten Ratschläge, wie Pillen einnehmen, Schwarzbrot essen, nichts oder viel essen, hilft nicht. Dieses mußte auch die Mehrzahl unser Jade-Seeräuber erfahren.

Vorn auf dem Deck des Schiffes stehen die Wetter- und Seefesten, die, muntere Lieder singend, manchen Brecher über sich ergehen lassen. An der Küste entlang führt unsere Fahrt. Doch je mehr wir uns der offenen See nähern, umso toller wird der Tanz unseres Schiffes. Die Zahl der Verwegenen auf dem Vorderdeck schrumpft bedenklich zusammen. Die Abtrünnigen stärken die Reihen der Seekranken. „York“ auf eine Mine lief und sank, wollte der Häutling seinen Mannen die unternommenen Bergungsarbeiten, mit denen man beschäftigt ist, erläutern. Die Mehrzahl der Jade-Seeräuber aber hatte das Kriegsspiel längst begraben und verweigerte ihrem Häutling jeglichen Gehorsam. Sie wären lieber mit dem großen Frachtdampfer, der an uns vorbei dem schützenden Hafen zufährt, zurückgefahren.

Zwei Stunden stampft unser Schiff nun schon gegen die rasende See, doch wir sind noch weit entfernt von unserem Ziel. Nur schwach können wir mit bloßem Auge vor uns den Leuchtturm erkennen. Mächtiger rollt die See. Unser Schiff tanzt wie ein Spielball auf den Wellen. Die Schiffsschraube dreht sich oft rasend schnell in der Luft. Die Maschinen stampfen und hämmern. Allmählich ist auch auf dem Vorderschiff das Singen verstummt. Das Schiff bietet einen tröstlosen Anblick. Das Jungvolk, das so fröhlich und lustig das Schiff betrat, liegt mit bleichen Gesichtern und matten Gliedern auf den Bänken und in den Kajüten. Der muntere Flüg der uns begleitenden Seemöven und das gigantische Spiel der Wellen interessiert sie nicht.

Als wir das Feuerschiff „Minsener-Sand“, erreichen, wird es aber auch unserem Kapitän zu schlimm. „Ich kann es nicht mehr verantworten, auch nur ein Stück weiter rauszufahren“, sind seine Worte. Der Maschinen Telegraph schrillt, die Maschinen stoppen und mit verzögerter Fahrt umfahren wir das Feuerschiff. Von der Mannschaft des Feuerschiffes werden wir lebhaft begrüßt. Auf beiden Schiffen ein „dippen“ der Flaggen am Heck (kurzes Senken der Flaggen als Begrüßung der Schiffe untereinander) und schon schrillt wieder der Telegraph: „Volle Fahrt voraus“.

Das Bedröhen hat manchem, der bis dahin wacker gegen die Seekrankheit gekämpft, den letzten Rest gegeben. Ueber 90 vH unserer kühnen Seefahrer sind seekrank, als wir unsere Heimfahrt antreten. Doch je näher wir wieder dem Lande kommen, umso mehr leben sie wieder auf. Als unser Schiff in der Hafeneinfahrt ankerte, war auch die letzte Spur der Seekrankheit gewichen und nur die Bordwände wiesen nach, was geschehen war.

Hätten die Jade-Seeräuber auch ihr Ziel nicht erreicht, war doch keiner unter ihnen, der die Teilnahme an dieser Fahrt bedauerte. Der Häutling aber war neugierig, ob des zahllosen Kranken und schwer: „Mit solchen Mezzern, die nicht mal eine Meile Wind tragen, begehre ich mich nicht wieder auf See“. Aber das glaubt er selber nicht.

Vabu.

In der Religionsstunde einer Stadtkirchlichen Volksschule erzählt die Lehrerin den sechsjährigen Mädchen von Adams und Evas Sündenfall und von dem Engel mit dem Flammenschwert, der das Tor des Paradieses bewachte. Nach einer kurzen Pause des Schwärmens fragt die Lehrerin, um den Eindruck ihrer Worte festzustellen: „Was glaubt ihr, haben Adam und Eva gedacht, als sie sich aus dem Paradiese vertrieben waren?“ Pause. Plötzlich ein kleines Mädchen: „Wenn er noch ist, jahn wa wieder rin.“ (Simpfismus.)



Kunstseide. Dieses für die deutsche Wirtschaft so ungeheuer wichtige Erzeugnis, weil wir den Rohstoff nicht vom Auslande zu beziehen brauchen, bietet in seiner Herstellung auch dem Laien sehr interessante Einzelheiten. Deutscher Wissenschaft und Technik ist es gelungen, anstelle der bisher in einer Legierung von Gold und Platin hergestellten Düsen solche aus Porzellan, die natürlich wesentlich billiger sind, zu fertigen. Diese Düsen enthalten 200 bis 1000 Löcher in einer Weite von je 6 bis 18 Hundertstel-Millimeter Durchmesser. Mit Präzisionsinstrumenten werden diese Düsen vor der Abgabe an die Fabriken auf ihre absolute Genauigkeit geprüft.

In Argentinien gibt es sechsmal mehr Rinder als Menschen. Ein Volk ohne Sprache. Ein Volk ohne Sprache war bisher unbekannt. Wie verlautet, hat Professor Richard Wegener in den Urwäldern Ost-Bolivians vor einiger Zeit einen kleinen „Ourgua“ genannten Indianerstamm entdeckt, dessen Angehörige bloß über wenige Laute verfügen und sich zum größten Teile nur mittels Gebärden verständlich machen. Diese Menschen stehen natürlich auch sonst auf einer unglaublich niedrigen Kulturstufe und besitzen eine sehr geringe Zahl von Geräten. Selbst der Gebrauch von Wassergeschirren ist ihnen fremd. Wenn sie Wasser aus Quellen oder Bächen holen, so bedienen sie sich hierzu gewisser Baumblätter, in deren Mulden sie das Wasser hineinragen. Die fast durchweg kräftigen Leute sind nicht instande, die einfachsten, ihnen vorgeschprochenen Worte nachzusprechen. Ähnlich ergeht es ihnen, wenn sie irgendwelche Handgriffe nachmachen sollen. Ihre einzige Geschicklichkeit besteht in der Handhabung von Bogen und Pfeil, mit denen sie in der Tat trefflich umzugehen wissen.

Die ersten Stecknadeln kamen im Jahre 1343 auf. Bis dahin bediente man sich hölzerner Stifte.

Zur Zeit Luthers gab es in Deutschland 2 645 000 Mönche und 200 000 Nonnen.

Das Chloroform wurde im Jahre 1831 gleichzeitig von einem Deutschen (Liebig) und einem Franzosen entdeckt.

Die erste Leihbibliothek. Die ersten Spuren von Leihbibliotheken lassen sich bis in das 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Johannes von Gmunden vermachte seine große Bibliothek der Artistischen Bibliothek in Wien mit der Bestimmung, daß diese verpflichtet sei, Bücher und Handschriften gegen eine vom Spender festgesetzte Taxe auszuleihen.

Milch in Scheiben. In England hat man ein Verfahren erfunden, der Milch das Wasser zu entziehen und sie in trockenem Zustand jahrelang verwendungsfähig zu erhalten.

Zahme Krokodile. In Florida (U. S. A.) gibt es Krokodilfarmen, in denen diese Reptilien ihres wertvollen Leders wegen gezüchtet werden. Dort aufgewachsene Krokodile werden häufig so zahm, daß sie den Menschen wie Hunde nachlaufen und auf die ihnen gegebenen Namen hören.

Die Seidenraupe, die Lieferantin des Rohstoffes zu unserm herrlichen Bekleidungsmaterial, spinnst in zwei- bis dreitägiger Arbeit einen Seidenfaden von 1000 bis 3000 Meter Länge, den sie aus ihrem Munde zieht und in Achterschlingen kunstvoll um ihren Körper wickelt, bis sie vollständig verknüpft ist. Ihr Faden hat eine Stärke von 4 Hundertstel-Millimeter.

Die Schlafkrankheit, eine der fürchterlichsten Seuchen im tropischen Afrika, hat ganze Negerstämme ausgerottet. Die deutsche Regierung hatte in Deutsch-Ostafrika eine systematische Bekämpfung der von der Fliege, glossina palpalis, übertragenen Krankheit mit gutem Erfolge begonnen, nachdem die Forschungen Robert Kochs zur Herstellung eines Heilmittels der Krankheit geführt hatten.

Ekkehard, der getreue, der durch Scheffels Roman berühmt geworden ist, ist eine dichterische Verschmelzung zweier historischer Persönlichkeiten, die, beide Mönche, in der deutschen Geschichte und Literaturgeschichte einen festen Platz innehaben. Der ältere Ekkehard, der 973 als Dekan von St. Gallen starb, ist der Verfasser des berühmten Walthari-Liedes. Der jüngere Ekkehard, ein Neffe des älteren, gestorben 23. April 990 als Domprobst in Mainz, wurde von Hadwig, der Witwe des Alemannenerzogs Burkhard, nach dem Hohentwiel berufen. Aus dem Leben beider hat Scheffel seinen Roman aufgebaut und den Deutschen die Idealfigur des getreuen Ekkehard geschenkt.

146340 Mark für eine Briefmarke, wohl die seltenste, wurden 1922 in England bezahlt. Es handelt sich um die 1 Cent-Marke aus dem Jahre 1856 von British-Guyano.

Zuckerherstellung. Die Kunst, aus Zuckerrohr Zucker zu ziehen, stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts war der teure Zucker in Deutschland nur sehr wohlhabenden Familien zugänglich. 1747 entdeckte der Berliner Chemiker Markgraf den hohen Zuckergehalt der Zuckerrübe, konnte die Entdeckung aber nicht ausnutzen. 1801 wurde in Niederschlesien die erste Rübenzuckerfabrik gegründet.

Wir fahren zum Jugend-Treffen

Vorspiel: Jahreshauptversammlung. Der Jugendleiter spricht zum Punkt: „Nächste Arbeit“ und im Juli haben wir ein großes Treffen der FGJ in Breslau, da müssen wir alle dabei sein.

I.

Das Signal war gegeben. In allen Versammlungen tauchten immer und immer wieder Fragen über das Jugendtreffen auf. Dann kamen die Werbepakete, wuchtig und eindrucksvoll. Ein junger Arbeiter mit dem Hammer, im Hintergrunde Fabriken, Schornsteine, Eisengerüste. Wir hefteten sie in unsern Arbeitsstellen an die schwarze Tafel dorthin, wo sie jeder junge Kollege sehen mußte. In das Monatsprogramm wurde ein Breslau-Abend eingesetzt. Sinn und Zweck des ganzen Jugendtreffens wurde dort noch einmal eingehend behandelt und etwas über die Stadt Breslau und ihre Schönheiten erzählt. Die Transportfrage war bald gelöst. Wir fahren mit Autos, das ist erstens billiger und macht viel mehr Spaß. Auch in den anderen Jugendgruppen war man eifrig bei der Arbeit gewesen. Noch am letzten Tage mußten zwei Autos nachbestellt werden, das erst nach vieler Mühe gelang. Endlich war der Tag der Abfahrt herbeigekommen. 200 Mädels und Burschen hatten sich am Volkshaus versammelt. Überall Freude und Erwartung. Die Metallarbeiter als stärkste Fraktion erhielt den ersten Wagen. „Alles fertig? Los!“

Mit Grün geschmückt, mit wehenden Fahnen und Wimpeln setzte er sich in Bewegung. Freundschaftsrufe an die noch Zurückbleibenden, dann fuhren wir mit Gesang durch die Straßen von Liegnitz. „Wir sind die junge Garde...“ Die Spieler werden sich wieder einmal gegärt haben.

Unser Lastauto stellte zu unserem Bedauern keine neuen Schnelligkeitsrekorde auf. Brav fuhr es mit 22 und wenn es hoch kam mit 25 km Stundengeschwindigkeit dahin. Schwere Arbeit war es gewöhnt, ja, aber hasten konnte es nicht. Doch mit der Zeit und Weile, da hopst der Frosch ne Meile. Auch wir kamen in Breslau an und gerade noch zurecht, um an der Begrüßungsfeier in Morgenau teilzunehmen.

Der große Saal des Lunaparks war überfüllt, etwa 2000 Jugendliche mochten wohl darinnen sein. Das Programm des Abends war reichhaltig. Musik, Gesang, Begrüßungsreden und eine Revue: „Jugend heraus“. Besonders sie wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Kampfesrott ertönte es zum Schluß: „Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet, zu unserer Fahne steht zuhau!“

Sonntag Morgen. Schon frühzeitig zogen aus allen Stadtteilen Jugendgruppen ihren Sammelplätzen zu. Der Vormittag war für die Berufsveranstaltungen frei. Wir Metallarbeiter besichtigten den Zoologischen Garten, sehr zur Freude, besonders unserer jüngeren Kollegen. In erstaunten Ausdrücken wurden die wilden Urwaldbewohner abgeschätzt und gemustert: „Donnerwetter, hot der aber Beane. Sieh ock, sieh ock, hot der en langen Hols.“

II.

Um halb 10 Uhr fanden wir uns dann alle zu einer kleinen Morgenfeier im Kurrestaurant zusammen. Wieder Musik zur Einleitung, ein Sprechchor und dann sprach Kollege Schliestedt-Stuttgart zu uns. Er erinnerte daran, daß es vor nicht allzuviel Jahren garnicht möglich gewesen wäre, die Jugend gewerkschaftlich zu organisieren, noch viel weniger sie zu so großen Treffen zusammenzuholen. Die Alten haben das Werk vorbereitet. Unsere Aufgabe muß es sein, daran weiter zu arbeiten, um so einer besseren Zukunft entgegen zu gehen.

Der Platz der Republik glich am Nachmittag einem großen Heerlager. Immer neue Züge kamen anmarschiert. Aus allen Teilen Schlesiens war die freigewerkschaftliche Jungarbeiterchaft herbeigeeilt, um erneut für unsere Jugendschutzforderungen zu demonstrieren. Von hier aus setzte sich der Festzug nach der Jahrhunderthalle in Bewegung, voran die Fahnen und Wimpel, ein Meer von leuchtendem Rot. Tragschilder verkündeten unsere Forderungen: „Schafft bessere Berufsausbildung. Wir fordern Ferien. Gebt uns Jugendheime.“

Kampflieder singend zogen wir durch die Straßen Breslaus. Zirka 7000 Jungproletarier waren dem Ruf der Gewerkschaften gefolgt. Die Jugend in Schlesien marschiert.

Der riesige Kuppelbau der Jahrhunderthalle war gefüllt mit Tausenden jungen und alten Kämpfern. Durch das lebensfrische Rot der Fahnen mahnte düster ein Trauerorfan an die Opfer der Hausdorfer Grubenkatastrophe. Brausend setzte die Orgel ein. Wie weit, weit weg klingen die Töne der Fernorgel nach. Dann ertönt Arbeitergesang. Ihm folgt ein Sprechchor der Jugend. Anklagen schallen durch den Raum. Bittere Anklagen gegen ein mörderisches Wirtschaftssystem. Und doch wieder Zukunftsfreudigkeit. Wir werden es ändern. Unser die Zukunft. Für die Jugend sprach J. Triem-Bochum. Für den Bergarbeiterverband nahm der I. Vorsitzende Husemann das Wort.

„Die Jugend hat das auszuhalten, was die Alten begonnen haben. Von ihrem Können wird in den nächsten Jahren der Erfolg gewerkschaftlicher und politischer Arbeit abhängen.“ Die Grüße der Bergarbeiter-Internationale überbrachte deren Vizepräsident J. Dejerind-Brüssel. Noch einmal sangen die Arbeiterlieder: „Der Sturm“. Dann erhoben sich die Teilnehmer zum Schlußlied. Begeistert klang durch die gewaltige Kuppelhalle: „Die Internationale wird die Menschheit sein.“

Nach kurzem Aufenthalt auf der Johanneswiese mußten wir schon wieder an die Heimfahrt denken.

Otto Haertel.

Jugend-Treffen in Brandenburg

Ein Erlebnis und eine Erkenntnis. Alle Teilnehmer sahen und empfanden die Erfolge und den Geist einer sozialistisch geleiteten Stadt. Bei Jungen und Alten nur ein Gedanke: Einheitliche Kraft der Arbeiterschaft hat alle Erfolge ermöglicht.

Der Festort Luckenwalde, ein Arbeiterstädtchen von keinen Natur Schönheiten beglückt. Keine Zeugen alter Städtemacht und alter Bauten vorhanden. In fast allen Straßen Fabriken. Besonders ist die Hut-, Holz-, Tuch- und Metallindustrie vertreten. Kleine Häuschen aus der Zeit Friedrichs vor 150 bis 180 Jahren ergänzen das Bild in den alten Straßen. Die neue Zeit änderte das Stadtbild. Grüne Anlagen, Krankenhaus, Stadtbad und Flußbadeanstalt, Walderholungsheim, Turnerheim der Arbeiterturner, Jugendheim des ADGB, Wohnungsblocks der von den Gewerkschaften ins Leben gerufene Genossenschaft sind entstanden; die weltliche Schule hat ein neues Heim, die Friedrich-Ebert-Schule mit 24 Schulklassen und herrlicher Aula mit Bühneneinrichtung erhalten — alles unter Fürsorge der sozialistischen Stadtverwaltung. (Von 31 Stadtvätern sind 20 Sozialisten, 10 Bürgerliche und 1 Kommunist.)

Begrüßungsfeier am Sonnabend

Die sonst so laute Jugend lauscht ergriffen den feierlichen Klängen der Musik in der Aula der Friedrich-Ebert-Schule. Der in dunkler Holztafelung gehaltene Raum ist gefüllt. Von den 800 Plätzen nehmen die Auswärtigen die Hälfte ein. Ein gut gesprochener Prolog weist auf den Zweck des Tages hin. Nach kurzen Begrüßungsworten des Bevollmächtigten, Kollegen Heyn, ruft der Vertreter der Stadtverwaltung der Metallarbeiter-Jugend ein herzliches Willkommen zu. Die Jugend soll die Erfolge der Arbeiter in Festort sehen. Nicht ohne schwere Mühen wurde alles erreicht. Die Jugend soll sich begeistern am Erfolg und nachhelfen. Vertreter des Bezirkssekretariats des ADGB Berlin, Brandenburg-Grenzmark, und des Ortsausschusses rufen der Jugend Worte der Mahnung zu. Der Bezirksleiter, Kollege Mieses, überbringt Grüße und Dank unter Hinweis darauf, daß die Feier in diesen schönen Räumen nur möglich ist, weil der Festort bei 26 000 Einwohnern 10 000 Gewerkschafter, 6000 Mitglieder des Konsumvereins und 3000 bis 4000 Mitglieder der Arbeiter-Turn- und Sportvereine hat. Gerade in der Krisenzeit sei der Verband Stütze der Arbeiterschaft. Als Vertreter des Berufs und der Arbeiterklasse eifere die Jugend dem älteren Geschlecht nach. Feierliche Klänge der Musik füllten den Raum. Nach dem Geist kommt das Auge zu seinem Recht. Arbeiterturner und -Turnerinnen zeigen Schönheit und Kraft des Körpers durch wundervoll ausgeführte Übungen, Spiel und Tanz. Der gemeinsame Gesang der Internationale beendet die Feier.

Alle Jugendliche fanden Unterkunft bei Kollegen.

Draußen auf der Straße ein sonderbarer Aufzug. 40 bis 50 Gestalten, meist aus dem Lehrlingsalter heraus, zogen schweigend, finsternen Blickes mit einigen roten Fahnen vorüber. Wie Gefangene wurden sie von fast der gleichen Zahl Schupo und Feuerwehr begleitet. In wenigen Minuten war der Spuk vorbei. Es waren die durch Aufruf der „Roten Fahne“ mit Lastwagen herangeschafften Anhänger der „Opposition“, wie ein Schild vor einem Lokal berichtete. Niemand beachtet die Gewerkschaftszersplitterer.

Sonntag. Feierstunde im Jugendheim des ADGB. Der schöne Vortragssaal war überfüllt. Viele mußten hinten und auf den Treppen stehen. Musik leitete die Feier ein. Die sozialistische Spielgemeinschaft überraschte durch einen sehr guten Sprechchor. Arbeiterleben im Krieg, nach der Revolution, während der Inflation und ein schönes Zukunftsbild der Jugend zog an uns vorüber. Dann schildert Kollege Brauckmüller-Stuttgart das Leben der Jugend seit Kriegsanfang und die Verpflichtungen der Gesellschaft für die Jugend. Seine trefflichen Worte zeigten Wert und Ziel der Gewerkschaftsarbeit für die Jugend. Kollege Mieses erinnert an die toten Bergarbeiter, zu deren Gedenken die Fahnen im Lande halbmast wehten und an die Gewerkschaftsarbeit für Unfallschutz, Sozialpolitik und Fürsorge. Auch der Kampf gegen Lohnabbau im Ruhrgebiet, Mansfeld und anderen Gebieten mahnte die Jugend zum Gelöbnis, es den Alten gleich zu tun. Mit einem Kampfesgruß und dem Gesang des Liedes: „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“ schloß die Feierstunde als Höhepunkt der Veranstaltung, die allen Teilnehmern unvergänglich bleiben wird.

Draußen vor dem Jugendheim standen die sogenannten „Oppositionellen“. Ihre Flugblätter gegen die „Bürokraten“ wurden sie nicht los. Auch die Reklame-Versammlung, auf dem Markt fand keine Beachtung. Nach dem Mittagessen in der Sts. Ikküche führte die Kleinbahn in zwei Zügen die Teilnehmer nach dem „Hohen Holm“ und der Jugendherberge mit Bad in Ließen. Zwei Musikkapellen des Reichsbanners sorgten für Unterhaltung. Abon. Is verließen alle Luckenwalde mit der Erkenntnis: Gemeinsame Kraft der Arbeiterschaft bringt auch unter schwierigsten Verhältnissen Erfolge. Darum sei jeder überall zur Mitarbeit bereit.

Schwarz-weiß.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

DER HELD

Durch die Nacht braust funkenatmender Flug:
Auf Schienen rasseln Maschine und Zug,
Sorgsam zum Ziel geleitet,
Das fern im Dunkel sich weitet.

Doch aus dem Dunkel Verhängnis droht,
Und plötzlich erhebt sich flammend der Tod —
Ein Dröhnen, ein Bersten, ein Krachen —
Dämonen des Unheils erwachen.

Eine Lohe steigt auf . . . Auf dem Führerstand
Greift der Tod nach Menschen mit gieriger Hand —
In Trümmern, von Grauen umrungen,
Hat Entsetzen das Denken bezwungen . . .

Und alles zerschellt an des Unglücks Riff — —
Da wagt der Führer den rettenden Griff:
An den glühenden Hebel die Hände
Legt er, daß das Unheil sich wende . . .

Es zischt — es rieselt feuriger Dampf — — —
Stand hält der Held im Todeskampf — — —
Die Räder stehen festgekettet,
Und alles Leben gerettet!

Doch der für die Brüder sein Leben gab,
Muß sinken nach grausamer Qual ins Grab — — —
So laßt in Ehrfurcht und Schweigen
An des Heiden Bahre uns neigen.

Hedda Wagner

Bürokraten

Ans Erfurt wird geschrieben: Ein Stellung suchender Mann hatte eine Anzeige in der Zeitung gehabt. Er war nun am Postschalter, um nach den eingelaufenen Angeboten zu fragen. Der Beamte sah ihn, rechnete aber gerade gemütlich in einem Buche, blieb sitzen und sagte nur nach dem Schalter gewandt: „Einen Augenblick.“ Der Stellung suchende Mann stand draußen. Nach und nach wurde er ungeduldig, wartete aber weiter und sagte nach einiger Zeit: „Ich wollte bitten . . .!“ — „Einen Augenblick!“ sagte der Beamte, wandte ein Blatt in seinem Buche und zählte weiter. Der wartende Mann wurde immer ungeduldiger, biß sich dabei auf die Zähne und rückte wühlig an dem Schalter hin und her, hielt aber doch aus. Der Beamte, endlich fertig, klappte das Buch zu, räumte um sich herum auf und kam dann. Der Stellungsuchende trachtete sein Anliegen nochmals vor. Der Beamte sah nach. Es war nichts da und der Mann hätte nun gehen können. Ganz bescheiden fragte er aber zuvor: „Sie verzeihen schon, aber darf ich vielleicht fragen, warum Sie mich haben so lange warten lassen?“ — „Ich weiß nicht, was Sie eigentlich wollen,“ antwortete der Beamte. „Können Sie sich denn nicht vorstellen, daß da vor Ihnen 20 andere gewesen wären?“ — „Gewiß, das kann ich mir leicht vorstellen.“ — „Dann stellen Sie sich das vor, in diesem Falle wüßte ich aber erst die anderen 20 abfertigen, und Sie können jetzt noch lange nicht dran. Na also!“ K. F.

Schriftenschau

Der rote Hauslehrer, ein Roman in Einzelbänden. Von Ferdinand Maffinger. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H., Berlin SW 68, Lindenstr. 3. Preis 3 RM. In diesem Roman wird ein schwieriges Kapitel behandelt: Was wird aus der Liebe zweier Menschen, die einander klassenfremd sind? „Die Liebe überwindet alle Schranken“, lautet die bekannte Goldschmiedsentenz. Ach, sie tut es eben nicht, und warum sie es nicht tut und tun kann, legt Ferdinand Maffinger in ebenso sensibler wie überzeugender Weise klar. Ein junger sozialistischer Lehrer nimmt Stellung als Hauslehrer bei einem Industriellen, dessen Frau, von ihrem Mann vernachlässigt, sich so den jungen Idealen verleiht. Auch sie findet Gegenliebe, muß aber zum Schluß erkennen, daß die Klassenunterschiede Schranken aufzuweichen vermögen, an denen auch die Liebe sich die Flügel wund und losak schlagt.

Das Sägen der Metalle. Von H. Hollauer. Heft 40 der von Eugen Simon herausgegebenen Werkstattbücherei. Preis 2 RM. Es werden alle Arten des Sägens und die einschlägigen Maschinen behandelt. Das Kaltsägen, Warmsägen, Trennsägen, dann die Schneidverfahren mit Metallbandsägen, Elektrotrennverfahren, Durchschleifen usw. — Verlag Julius Springer, Berlin W 9, Linkstraße 23/24.

Ethik und materialistische Geschichtsauffassung. Von Karl Kautsky. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin SW 68, Lindenstr. 3. Preis in Leinen 3 RM. Dieses Büchlein, dessen erste Auflage 1906 erschien, wurde abgefaßt anlässlich einer Parteidiskussion über die materialistische Geschichtsauffassung, diese Grundlehre des Marxismus. Es bietet eine allgemeinverständliche, leicht faßliche Darstellung der wichtigsten Gedanken, von denen diese viel umstrittene Auffassung getragen wird. Sich mit ihr vertraut zu machen, ist wichtig, denn angesichts der steigenden Bedeutung des Marxismus und der Sozialdemokratie muß sie von ihren Anhängern wie von ihren Gegnern begriffen werden, sollen die Auseinandersetzungen zwischen ihnen und die Arbeit der Sozialdemokratie sich fruchtbringend gestalten. Der Gedankengang des Büchleins ist im wesentlichen derselbe, den der Verfasser später in seinem großen zweibändigen Werk über die materialistische Geschichtsauffassung (Berlin, Dietz Nachf. 1927) nach den verschiedensten Richtungen hin verfolgt und aufs ausführlichste begründet hat.

„Utopolis“. Von Werner Illing. Verlag „Der Bücherkreis G. m. b. H.“ Berlin SW 68, Lindenstr. 3. Ganzleinen. 248 Seiten. Preis 3 RM. Ein Schiffbruch verschlägt Heim und Karl in das Land der freien Arbeitergenossenschaft von Utopien, die nahezu die vollkommene sozialistische Gemeinschaft verwirklicht hat. Sie erleben hier am praktischen Beispiel, wie weit selbst der organisierte europäische Proletariat noch mit der Anschauung und Denkweise der bürgerlichen Welt verbunden ist. Als der Arbeiterstaat durch den verbrecherischen Anschlag einer kleinen Kapitalistengruppe in höchste Gefahr gerät, gelingt es Karl, einen wesentlichen Beitrag zur Rettung beizusteuern.

Auflösung des Bilderrätsels aus Nr. 32:

Was unter den Hobel kommt,
muss Späne lassen!

füllrätsel

.	.	.	.	.	geschliffener Edelstein
.	.	.	.	.	Fremdwort für Gebrauch
.	.	.	.	.	Fremdwort für Gattung
.	.	.	.	.	Stadt an der Moiel
.	.	.	.	.	Schnupf
.	.	.	.	.	Zweitampf

Die Worte richtig gefunden, ergibt die 1. und 3. Zeile von oben nach unten gelesen eine Mahnung an die Jugend.

Vom Vorstand

Telegrammschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750 — 6753

Mit Sonntag, dem 10. August, ist der 34. Wochenbeitrag für die Zeit vom 17. bis 23. August 1930 fällig.

Sitzverlegung des Verbandes

Der Umzug des Verbandes von Stuttgart nach Berlin ist vollzogen. Alle Zuschriften an den Vorstand des DMV, die Verlagsgesellschaft des DMV, die Firma Schlieke & Co., den Unterstützungsverein des DMV usw. sind nach Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148, zu richten. Das gleiche gilt für persönliche Schreiben an die Vorstandsmitglieder und die Beamten im Hauptbüro.

Ausgeschlossen werden nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Berlin:
Der Häfenarbeiter Wilhelm Bäcker, geb. am 18. September 1899 zu Kattenberg, Mitgliedsbuch Nr. 6 509 726, wegen Schädigung der Verbandinteressen.

Die Schweifernin Paula Krüger, geb. am 28. August 1888 zu Charlottenburg, Mitgliedsbuch Nr. 6 811 547, wegen Schädigung der Verbandinteressen.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Duisburg:

Der Metallarbeiter Paul Jopp, geb. am 29. September 1901 zu Gropendorf, Mitgliedsbuch Nr. 5 789 004, wegen Schädigung der Verbandinteressen.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 148